

## Am Ereignishorizont von Wolfgang Hilbig

– Vortrag anlässlich des 75. Geburtstages Wolfgang Hilbigs. –

Thietmar von Merseburg begann bald nach dem Eintritt des neuen Millenniums mit der Niederschrift seiner berühmten Chronik. Im ersten der acht Bücher berichtet er im Jahr 1012 von einer Quelle irgendwo am östlichen Rand der Leipziger Tieflandsbucht namens Gmuzzi:

*Diese speist ein stehendes Gewässer, das, wie Eingeborene behaupten und viele Augenzeugen bestätigen, wundersame Erscheinungen zeigt. Solange nämlich angenehmer Friede die Einwohner verwöhnt und der Boden ertragreich ist – bedeckt mit Weizen, Hafer und Eicheln – stillt dieser See die Bedürfnisse der Menschen, die sich an seinen Ufern zahlreich versammeln, über alle Maßen. Tobt aber der Krieg, orakelt er durch Blut und Asche.*

Asche ist ein Schlüsselwort im Werk von Wolfgang Hilbig. Überhaupt alle fahlen Farben stehen diesem Dichter zu Gebot, jeder, auch unausdenkliche Schatten ebenso und besonders jegliche Aufloderungsform und alle Verdämmerungsstufen der Farbe Rot:

*Im Gebüsch der Ufer lagen die Schatten wie geschmolzenes Blei, wenn es Abend wurde und die Stunde des Übergangs alles zu entwirklichen begann. Wie Heckenschützen bargen sie sich, bereit offenbar, in ihrer Reglosigkeit inmitten der Blutlachen zu überwintern, die von der Herbstsonne durch das an Purpur erkrankte Chlorophyll geträufelt worden waren...*

So steht es geschrieben im Opus Magnum von Wolfgang Hilbig, nämlich im Prosa-Poem *Alte Abdeckerei*. Diese Dichtung ist aber tausend Jahre nach Thietmar mehr als nur der Abschluss einer neuen mitteldeutschen Chronik. Sie ist weit mehr als ein Auftritt des Poe'schen Mahlstroms an Land in einer Gegend Deutschlands, wo die untergehenden Industrien zweier Jahrhunderte ihre vielleicht grausigsten und greisigsten Spielstätten überhaupt besaßen. Wolfgang Hilbig hatte bekanntlich dem finalen Akt dieses Stückes beigewohnt, als Zuschauer, und selbst noch als Akteur. Er ist, vermute ich, allein schon durch die slawische Herkunft seines analphabetischen Großvaters so etwas wie die überwinterte Stimme jenes Orakels von Gmuzzi, das Thietmar tausend Jahre zuvor im slawisch-deutschen Grenzgebiet zumindest vom Hörensagen gekannt hatte.

Hilbigs Gewässer – außer dem Meer, das als Sprache in ihm war und das er so liebte, daß er an seinem Ufer, in Wustrow, den vielleicht letzten bewussten Tag seines Lebens verbracht hat – stammen meistens aus der Familie von Gmuzzi. Selbst das älteste Braunkohlenrestloch von Deutschland bei Deuben hat er für sich entdeckt, was gar nicht so einfach war, und er hat dort mehrmals, wie ich später auch, gesessen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob er mir erzählte, dass er damals öfters am Zirkel schreibender Arbeiter des Braunkohlenwerkes „Erich Weinert“ teilnahm, den ja auch Erich Loest eine Weile geleitet hatte. Jedenfalls war Hilbig auch öfters in Deuben gewesen und hatte dort im Abseits genau den Ort entdeckt, der für ihn

„stimmte“.

Hilbig war, nicht zu vergessen, auch ein Kriegskind, wie Richard Wagner, ich höre bei ihm manchmal ähnliche Töne und Orchestrierungen und einen ständigen Untergrund voller ins Chaos weisender Tristanakkorde. Er könnte als Vierjähriger bei Bombenalarm in Meuselwitz – so hat er mir einmal diese Vermutung von Imre Kertész weitererzählt, in dieselben Tiefkeller der Braunkohlenwerke „Fortschritt“ eingefahren sein wie der damals sechzehnjährige KZ-Häftling und spätere Literaturnobelpreisträger. Hilbig war aber mehr noch das Kind eines weit umfassenderen und längst noch nicht beendeten Geschehens, das mit dem Wort „Krieg“ wohl viel zu eng beschrieben ist. Von Wolfgang Hilbigs magischstem Schreibort aus, nämlich dem Küchentisch seiner Mutter, konnte er mit Sicherheit noch besser als etwa von der Hochhalde Trages bei Espenhain auch so etwas wie den seltsamen See Gmuzzi sehen, und zwar noch besser, als es tausend Jahre zuvor dem Bischof Thietmar von Merseburg von seinen Domtürmen aus gelungen war. Aber auch der Merseburger war schon mit dem Federkiel den Rätseln seiner Zeit nachgefahren und hat sie nicht lösen können, wie er sich manchmal in seiner Chronik auch eingesteht. Um all das geht es Hilbig letztlich aber gar nicht, er ist unterwegs, um das Rätsel von Raum und Abraum, von Zeit und Unzeit nicht etwa zu lösen, sondern es auftreten und „selber... singen“ zu lassen auf den Bühnen seiner Kunst, vor allem im Kammerspiel und in einem Freilicht, das bis in den Kosmos reicht.

Der Bischof aber konnte sich im Gebet der Anwesenheit Gottes zu versichern suchen. Hilbig konnte das nicht. Er ist vielmehr einer der ganz wenigen Poeten, die diesen Namen wirklich verdienen, derjenige, der sich der „Abwesenheit“ in immer neuen Annäherungen eher noch zu verunsichern als zu versichern sucht. Hilbig hält in seinen, zwar stets geerdeten, Visionen die Wunden offen, und zwar nicht nur die eigenen, sondern vor allem die seines Landes, ja der Welt überhaupt. Glaube deshalb nur keiner, dass alles seit 1989 vorbei sei, nur weil Mitteldeutschland von da an seine gestoppte Lepra, und zwar fast von heute auf morgen, gegen nur scheinbar moderatere Gebrechen und Katastrophen austauschen konnte.

Hilbig, ein Chronistenkollege des Thietmar von Merseburg, hat Gmuzzi-Meuselwitz in seinen Dichtungen mit noch ganz anderen historischen Tiefendimensionen „globalisiert“ – darunter die im Mahlstrom seiner Worte untergehende *Alte Abdeckerei* –, als man in den Schaltzentralen des sogenannten Fortschritts noch gar nicht dieses recht scheußliche Wort „globalisieren“ für ihre Blindlingsunternehmungen gefunden hatte. Von einem Fundamentalismus der ganz anderen Art also muss die Rede sein, von einem Fundamentalismus der „Abwesenheit“. Bereits in seinem gleichnamigen Gedicht von 1969 konstatiert Wolfgang Hilbig:

*... es ist*

*eine Zerstörung wie sie nie gewesen ist*

Dieses radikale Abdecken gewachsener Geschichts- und Naturgeschichtsablagerungen war für ihn nicht nur im realsozialistischen System typisch, sondern bildete die Kehrseite derselben Medaille. Ob nun sozialistischer Kopf oder dann die kapitalistische Zahl, diese ausbeuterische Münze blieb für ihn dieselbe. Es ist eine Abwesenheit, die sich unter keinen noch so guten Umständen zu freudigeren Tönen hätte einladen lassen. Sie will nicht inmitten und mitten dabei sein, sie will nicht mit dem Literaturbetriebsstrom schwimmen, schon gar nicht an der Spitze, denn diese „Abwesenheit“ ist viel tätiger und anstrengender, weil sie gegen den Strom schwimmt und durch dieses Training ihre ganze Kraft erst gewinnt in der Richtung der Quellen und der unterirdischen Meere. Diese „Abwesenheit“ ist eine fundamentale Kraft, zu der von altersher und nicht erst seit dem Heraufdämmern der Moderne jeder „Poetische Intellekt“ ebenso berufen wie verdammt ist.

„Poetischer Intellekt“ ist eine Wendung, wie sie Edgar Allan Poe gebraucht hat als „jener Intellekt, welcher

unserm jetzigen Gefühle nach der höchste überhaupt gewesen ist – da jene Wahrheiten, die für uns von der dauerndsten Wichtigkeit waren, nur von jener *Analogie* erreicht werden konnten, welche einzig und allein zu der Imagination in Beweisestönen spricht, doch vor dem hilflosen Verstand von keinem Gewicht ist...“ Edgar Allan Poe, der in ganz aufregender Art und Weise in Wolfgang Hilbig wiederauferstanden ist, stellt hier radikal die Einbildungskraft der in langen Zeitabständen auftretenden „großen Geister“ den sogenannten „Utilitariern“ gegenüber, die Dichtung jener Wahrheit gegenüber, wie sie die „rohen Pedanten“ erzeugt haben. Poe hielt die Poesie des Universums jenem Realismus entgegen, wie ihn seither die Hochöfner und alle anderen Einheizer und Verheizer und Philosophen der Zivilisation betrieben haben. „Was diese Philosophen Argument nennen“, schreibt Poe, „ist eine ihnen eigene Art, *das, was ist, zu leugnen und das zu erklären, was nicht ist.*“

Charles Baudelaire war der erste, der diese radikalen Gedanken aufgegriffen hat. Poe stieß für ihn „die inbrünstigen Seufzer des *gefallenen Engels* aus, *der sich der himmlischen Gefilde erinnert*; dann trauerte er dem Goldenen Zeitalter nach und dem verlorenen Garten Eden; er beweinte jene ganze Herrlichkeit der Natur, *die unter dem glühenden Anhauch der Hochöfen zusammenschrumpft*; und schließlich schrieb er die großartigen Seiten des *Gesprächs zwischen Monos und Una*...“

Wolfgang Hilbig hat seinen Baudelaire und diese merkwürdige „altägyptische“ Erzählung von Poe gut gekannt. Wir haben einmal länger darüber gesprochen.

Solche Texte von Poe zu kennen, bereichert die Lektüre etwa von Hilbigs Essayerzählung *Über den Tonfall* oder sein Prosa-Poem *Alte Abdeckerei* ungemein.

Edgar Allan Poe jedenfalls sieht beispielsweise das New York um 1840 sich schon rasend verwandeln, „grünendes Laub“ am Hudson River würde „im heißen Atem der Schlotte verdorren“.

„Vorzeitig herbeigeführt durch Unmäßigkeit in der Erkenntnis aber brach das Greisenalter der Welt herein“, lässt er seinen Monos sagen, von einem „Verfall in kindisches Gejuchze“ ist an anderer Stelle die Rede. Oder:

*it was in the Earth's dotage*

„dotage“ heißt auf Deutsch auch Senilität, Altersblödsinn – die Übersetzung von Hans Wollschläger macht daraus sehr behutsam „in der späten, kindischen Greisenzeit der Erde“ und zeigt so, womit man die heutige Zeit auch charakterisieren kann, nämlich als eine Zeit zunehmender Infantilität und eines verschlagenen Jugendwahns bei gleichzeitig allgemeiner Amnesie und schläulicher Selbstvertrottung, ein rasendes Uhrwerk, ein durchgedrehter Kronos, der nicht nur Gäas gedeckte Tafeln abräumt und verschlingt, sondern auch die eigenen Nachkommen.

„Die Masse der Menschheit jedoch sah es nicht“, sagt Poe, „– oder wollte es, bei all ihrem lustigen, doch glücklosen Dahinleben, nicht wahrhaben. Mich selber aber hatten die geschichtlichen Zeugnisse der Erde gelehrt, als den Preis der höchsten Zivilisation den Sturz ins tiefste Verderben zu erwarten.“

Diesen also – und beileibe nicht nur den mitteldeutschen – Sturz in den Mahlstrom des Verderbens beschreibt Hilbig anhand seiner *Alten Abdeckerei*. Es ist der Engel des Fallens, des Sturzes, der hier am Werk ist. Und wie hören wir seine gewaltigen schwarzen Flügel dabei rauschen! Welch eine Musik der Worte, quasi schon Wagner hoch drei. In dieser Wortmusik allein schon ist der Abglanz des „Abwesenden“ noch zu spüren und deshalb überhaupt nur auszuhalten, ehe sie gänzlich im Ernst verklingt in jenem Schwarzen Loch, auf dessen Ereignishorizont „immer entlang der entgrenzung“ kein Dichter, den ich kenne, derart surfen konnte auf seinem Gleitbrett der Worte und Klänge wie Wolfgang Hilbig. Diese Hilbig-Musik findet für mich ihre Krönung natürlich in *Alte Abdeckerei*, aber auch in den anarchischen Langversen der *prosa meiner heimatstraße* und vor allem in den späten, diesmal meisterlich gezügelten Gedichten, besonders in

„Passage“ und in „Pro domo et mundo“.

Man könnte die Hilbig'sche „Abwesenheit“ also durchaus positiv mit Edgar Allan Poe als jenen „Poetischen Intellekt“ bestimmen, der allein das Vermögen besitzt, längst Verlorenes und in der Zukunft kaum Wiederzugewinnendes mit „Der Macht der Worte“, wie ein anderer Engelsdialog von Poe heißt, heraufzurufen für einen Ewigkeitsmoment.

Man könnte den Sinn, mit dem für einen solchen Moment die „Abwesenheit“ anwesend gemacht werden kann, mit Poes Gestalt des Monos einen Sechsten Sinn nennen, *The Sixth Sense*, wie der gleichnamige Thriller von M. Night Shyamalan, der hier anscheinend die Idee für seinen Film in diesem Poe'schen Dialog einer Liebe über den Tod hinaus aufgegriffen hat. Den Sechsten Sinn nämlich erlangt Monos erst durch die Nacht seines Sterbens und seines Todes und seines Vermoderns hindurch, wie wir sie so intensiv nur noch in den Totenbüchern der Tibeter und der Ägypter finden können. Und so verstehe ich auch die Poesien, auf Deutsch also die Erschaffungen, die Schöpfungen Hilbig's in all den Heizungskellern, die er je bewohnt hat, und vor allem am Küchentisch seiner niemals verleugneten uralten Herkunft. Es sind Einübungen in die kosmische Ewigkeit, nämlich in die Ewigkeit des Schönen. Darunter hat es Hilbig in keiner seiner Dichtungen gemacht.

Dieser Vortrag wurde 2016 im *Mitteldeutschen Rundfunk* anlässlich des 75. Geburtstages von Wolfgang Hilbig gesendet.

Wilhelm Bartsch, Ostragehege, Heft 87, 5.3.2018